

GEFLÜCHTET: IN EINER WOHNGRUPPE FINDEN UNBEGLEITETE MÄDCHEN EIN NEUES ZUHAUSE

Ein Teddy für den Neuanfang

VON KATHRIN ALDENHOFF

Ihr erstes Weihnachtsgeschenk in Deutschland war ein riesiger brauner Plüschbär. Sie bekam ihn, als sie 16 war. „Er war mein Freund, mein Partner, alles für mich“, sagt die 18-Jährige, nennen wir sie Rebecca. Es war für sie nicht leicht damals. Sie ist aus ihrem afrikanischen Heimatland geflohen, dann: neue Stadt, neue Sprache, neuer Alltag, weit weg von zu Hause. Zwei Jahre ist das her. Seit einigen Monaten lebt sie mit sechs jungen Frauen zusammen, die auch geflohen sind. Manche erleben in dieser Wohngemeinschaft am Rand von Bremen zum ersten Mal, dass es zählt, was sie vom Leben wollen.

Die sieben jungen Frauen sind alleine nach Deutschland gekommen, sie sind unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. Über diese Gruppe wurde viel berichtet, doch fast ausschließlich über die jungen männlichen Flüchtlinge, auch weil eine kleine Gruppe von ihnen wegen zahlreicher Straftaten auffiel. Nur sechs Prozent der unbegleiteten Minderjährigen sind Mädchen, Probleme mit der Polizei haben sie nicht. In diesem Jahr kamen 98 Mädchen nach Bremen, die meisten von ihnen aus Somalia, Syrien, Afghanistan und dem Irak.

Wo das Reihenhaus steht, in dem die sieben Mädchen leben, soll nicht in der Zeitung stehen. Genauso wie ihre echten Namen und die Länder, aus denen sie gekommen sind. Nichts soll ihre Identität verraten.

„Viele schützen sich davor, zu viel zu erzählen.“

Sonst kommen die Alpträume.“

Psychologin Margarete Udolf

Sie sind aus ihren Heimatländern geflohen, aus Angst vor religiöser Verfolgung, wegen eines Krieges – oder weil sie gegen ihren Willen verheiratet werden sollten. Was sie von ihrer Familie nicht mehr bekommen, sollen ihnen Mitbewohnerinnen und Betreuerinnen geben.

Es ist ein Mittwochnachmittag, drei von sieben Mädchen sind zu Hause. Rebecca sitzt vor dem Computer im Wohnzimmer und sucht eine Wohnung. „Schwierig“, sagt sie und verzieht den Mund. Zwei Mädchen sind in ihren Zimmern, zwei haben Tanzkurs, eine ist bei ihrer Schwester, eine andere noch in der Schule. Die Mädchen haben feste Tagesabläufe, sie gehen in die Schule, Rebecca hat gerade eine Ausbildung in einem Hotel angefangen. Wenn alles klappt, ist sie in vier Jahren Hotelfachfrau. Eigentlich dauert die Ausbildung drei Jahre, bei ihr dauert es länger, weil sie vorher eine Einstiegsqualifizierung machen muss.

„Es ist nicht leicht für die Mädchen, ein Praktikum oder eine Ausbildung zu finden“, sagt Ümmü-Gülsüm Akalan. Immer wieder Absagen, sie vermutet, es liegt vor allem an der Sprachbarriere. Ümmü-Gülsüm Akalan ist eine von vier Sozialpädagoginnen, die in der Mädchenwohngemeinschaft arbeiten. Sie hilft den jungen Frauen, ein Praktikum zu finden, verteilt das Taschengeld, hört zu, fragt nach. „Wichtig ist, was die Mädchen machen wollen. Dabei unterstützen wir sie.“ Und wenn das nicht klappt, suchen sie Alternativen. Herauszufinden, was die Mäd-

chen wollen, ist der erste Schritt. „Viele Mädchen sind es nicht gewohnt, über sich zu reden“, sagt Akalan. Das Wort „ich“ zu verwenden, im Mittelpunkt zu stehen, sich um sich selbst und seine eigenen Gefühle statt um andere zu kümmern – das ist für viele neu.

„Wer bin ich ohne meine Eltern, ohne meine Familie?“ Das fragte eine junge Frau die Psychologin Margarete Udolf, die regelmäßig ins Haus kommt. Es ging darum, ob die junge Frau in Deutschland bleiben sollte, auch wenn ihre Familie nicht nachziehen kann. Margarete Udolf sagte: „Wie du dich entscheidest, es ist in Ordnung.“ Die jungen Frauen haben viel durchgemacht, sagt die Psychologin, bringen eine große Last mit. Manche erzählen nur Bruchstücke ihrer Geschichte, andere sind froh, endlich jemanden zu haben, dem sie alles erzählen können. „Viele schützen sich davor, zu viel zu erzählen. Sonst kommen die Alpträume.“ Viele Mädchen träumen schlecht oder können nicht einschlafen. „Wir entwickeln dann gemeinsam ein Einschlafritual.“ Sich einen Schlaftee kochen, sich fest in eine Decke wickeln, das Licht anlassen oder eine bestimmte Musik hören – das kann den Mädchen helfen. Und nach den Ursachen der Träume zu suchen.

Jedes Mädchen hat ein eigenes Zimmer, die Räume im Haus sind hell und freundlich, im Garten steht eine Hängematte. In der Gemeinschaftsküche hat jede ein eigenes Fach, wo sie ihre Lebensmittel lagert, Kartoffeln, Reis und Tee, die Mädchen kochen für sich selbst, am Kühlschrank hängt ein Putzplan. Sie frühstücken gemeinsam oder trinken zusammen eine Tasse Kaffee. Rebecca zum Beispiel sagt, sie könne morgens noch nichts essen: „Ich habe mich noch nicht an das Frühstück in Deutschland gewöhnt.“ Aber sie macht sich etwas zu essen und nimmt es mit in die Arbeit.

Die Mädchen sitzen um den Wohnzimmertisch, sie würfeln Kniffel, lachen und reden durcheinander. „5, 3, 4, 5“, das geht nicht“, ruft eine. „Hast du schon drei Mal gespielt?“ Ja, hat sie. Also keine kleine Straße, stattdessen eine Chance. Die Mädchen unterhalten sich auf Deutsch, es ist die Sprache, die sie verbindet. Ein Mädchen ist erst seit einer Woche hier, sie trägt ein Kopftuch, ist ruhiger als die anderen, sie spricht kein Deutsch. Ein anderes Mädchen, das ihre Sprache spricht, übersetzt für sie.

Rebecca spielt nicht mit, sie ist müde nach der Arbeit, sitzt in ihrem Zimmer. An der Wand hängen bunte Bilder, die sie selbst gemalt hat. Eines zeigt einen Schmetterling, ein anderes ein Boot an einer Küste. Ümmü-Gülsüm Akalan erzählt, dass die Wohngemeinschaft im Sommer einen Ausflug machen wollte: Vielleicht eine Schifffahrt? Aber sie hatten Angst, dass bei den Mädchen schlechte Erinnerungen hochkommen, die meisten Mädchen sind über das Meer aus ihrer Heimat geflohen. Sie sind dann Minigolf spielen gegangen. „Wir sind sehr sensibel und achten auch darauf, welche Wörter wir im Gespräch verwenden“, sagt Akalan. Margarete Udolf vergleicht es mit einem Minenfeld. Nur dass sie nicht sich selbst verletzen, wenn sie einen falschen Schritt machen. Sondern die Mädchen.

Rebecca hat inzwischen Freunde gefunden, und einen Freund auch. Ein Bremer Ehepaar trifft sie einmal die Woche, die beiden sind ihre Paten, ihr Zimmer ist voller Fotos ihres neuen Lebens. Der Plüschbär sitzt am Fußende von Rebeccas Bett. Er ist noch da, aber er muss nicht mehr so viele Aufgaben übernehmen, wie noch vor zwei Jahren.



Ein Plüschbär als Freund: Nach der Flucht fühlte sich die junge Frau einsam. Den Teddy wünschte sie sich zu Weihnachten.

FOTOS: FRANK THOMAS KOCH



Ümmü-Gülsüm Akalan ist eine der Betreuerinnen der Mädchenwohngemeinschaft.



Ersatzfamilie: Zu ihren Verwandten haben die meisten keinen Kontakt.